

In die Fremde

In der Morgenfrische lief ich durch die Gassen dieser fremden Stadt. Es war ruhig und die Sonne stand noch tief am Horizont. Zwei Strassen weiter erblickte ich durch die engen Gassen den Hafen. Dort wurden bereits die Güter von den Schiffen abgeladen. Mir wurde erzählt, dass Kaffee aus fernen Ländern in grossen Säcken geliefert wird. Nur kurz ging mir der Gedanke durch den Kopf. «Wie wäre es, wenn ich mich auf ein solches Schiff schmiggle und in eines dieser Länder fahre – einfach dem Kaffee nach?»...

„Ing, hör auf so dumm rumzustehen und mach dich endlich an die Arbeit!“ Eine strenge Frauenstimme riss mich urplötzlich aus meinen Träumereien. Erschrocken musste ich feststellen, dass ich mitten in der Gasse stehengeblieben war und die Menschen, die in der Ferne wie kleine fleissige Ameisen aussahen, beobachtet hatte. Einer nach dem anderen liefen sie von den Schiffen, allesamt beladen mit schweren Gütern und das ferne Rufen der Männerstimmen drang durch die noch stillen Gässchen bis zu uns hinauf. Wo sie wohl her gekommen waren? Irgendwo vom Süden oder vom Westen, da war ich mir sicher! In der Stadt erzählte man sich viel von diesen Orten. Dort soll es Palmbäume geben, an denen die verschiedensten Dinge wuchsen, sagte man. Zu gerne wollte ich einmal Kokosmilch probieren - Milch, die statt von der Kuh von einer Nuss kam! Und in diesen Ländern soll es warm sein, wärmer als England im Sommer sogar, so sagte man es zumindest. Natürlich war ich noch nie an einem solchen Ort gewesen, aber wenn ich erwachsen war - das wusste ich - dann wollte ich auch auf einem dieser Schiffe arbeiten, die in der Nacht unten am Hafen angelegt hatten, und die ganze Welt bereisten.

„Ing!“ Plötzlich spürte ich einen relativ festen Klaps an meinem Hinterkopf und die strenge Frauenstimme von vorhin zischte: „Zu nichts bist du nütze, Junge, geh verdammt noch mal den anderen Burschen hinterher und bau dein Zeug auf, die Leute werden nicht kommen wenn du hier nur rumstehst und unsere wertvolle Zeit verschwendest!“ Ich schluckte kurz, dann nickte ich schnell und sagte: „Ja, Miss Wellington, ich gehe schon“, bevor ich mich nach links wandte und den anderen Jungen hinterher die Gasse runterlief.

Obwohl ich bestimmt nicht lange getrödeln hatte, stand die Sonne bereits um einiges höher, als ich auf einem leeren Marktplatz ankam und mich aufmerksam umsah. Keiner der Anderen war hierhin gerannt. Besser für mich! Ich steuerte den kleinen Steinbrunnen in der Mitte des Platzes an und stellte einen kleinen Holzschmel direkt davor auf den Boden, zwei Tücher, eine Bürste und ein kleines Fläschchen daneben.

Jetzt musste ich nur noch warten, bis die ersten Leute ihren Geschäftigkeiten in der Stadt nachgingen, mich auf ihrem Weg wohin auch immer bemerkten und zu dem Schluss kamen, dass sie ihre Schuhe wieder einmal putzen lassen könnten.

Ich zögerte einen Moment, indem ich meinen Blick erneut über den Platz schweifen liess, dann setzte ich mich in den Schatten des Brunnens und begann - so wie ich es beim Warten immer tat - vor mich hin zu pfeifen. Wenn der Erste kam, würde er sofort auf mich aufmerksam werden, dachte ich und tastete die Endungen der Gassen, welche in meinem Blickfeld lagen, erwartungsvoll mit meinen Augen ab. Diesmal hatte ich einen guten Platz erwischt - vielleicht sogar den besten! Wenn ich Glück hatte, würde ich heute der erste von Miss Wellingtons Jungen sein, bei dem einer seine Schuhe putzen lassen wollte. Bei diesem Gedanken fühlte ich sofort Stolz in mir aufkommen und ich piff sogar noch etwas lauter. Jede Woche besuchten wir eine neue Stadt, in der wir die Schuhe der Menschen putzten, das bedeutete, jeder Junge bekam jede Woche eine neue Chance, sich beweisen zu können. Wenn ich Miss Wellington erzählen konnte, dass *ich* diesmal der Erste war, würde sie vielleicht endlich wieder genau nachzählen, wie viel Geld ich verdient hatte und es nicht einfach in die Kasse werfen, ohne ihm einen Blickes zu würdigen, um später das gesamte Einkommen des Tages zu zählen. Das tat sie nämlich manchmal mit den Münzen der Jungen, die ihrer Meinung nach nicht hart genug gearbeitet hatten. Und beim Abendbrot durften sich nur diejenigen ein zweites Mal nachschöpfen, die ordentlich was verdient hatten.

Die Melodie, die ich vor mich hin piffte, hallte von allen Hauswänden wider, die um mich herumstanden, so, dass es auf einmal mehrstimmig klang. Ich hielt kurz inne, um dem lustigen Echo zu lauschen, aber anstatt dass nur noch der letzte Ton ertönte, welcher ich gepfiffen hatte, ging die Melodie einfach weiter, so, dass ich sie plötzlich nicht mehr kannte!

„Hey!“, rief ich laut und schnellte in die Höhe, mich hektisch nach der Person umsehend, die sich unbemerkt in mein Revier geschlichen hatte - bestimmt war es einer der anderen Jungen, denn sie alle piffen, genau wie ich, um auf sich aufmerksam zu machen.

Auf meinen Ruf hin hatte das fremde Pfeifen jedoch aufgehört und stattdessen ertönte ein Wispern, das zwischen den Häusern hallte: „Ing, ich bin's!“ Misstrauisch drehte ich mich einmal um mich selbst, aber ich sah niemanden.

„Bei den Fässern, du Nusskopf!“

Nusskopf? So nannte mich doch nur einer, und im selben Moment in dem mir das klar wurde, erblickte ich hinter mir am Eingang zu einer besonders breiten Gasse, einen strohblonden Jungen, der mich breit angrinste.

„Henry, was tust du hier, wir müssen arbeiten“, rief ich, auch wenn ich erfreut war, ihn zu sehen, „das Geschäft läuft nicht, wenn wir so eng aneinander arbeiten, geh und such dir einen anderen Platz.“

„Ach“, erwiderte Henry schulterzuckend, sein Schuhputzzeug auf der rechten Schulter, als hätte er es heute noch nie aufgebaut, „mir ist heute nicht nach arbeiten.“ Dieser Satz entlockte mir ein spöttisches Lachen und ich entgegnete: „Das interessiert die Wellington doch nicht! Sie wird dich heute ohne Abendbrot ins Bett schicken, wenn du ohne einen einzigen Penny nach Hause kommst.“

Henry, dessen Hände in seinen Hosentaschen steckten, zuckte erneut mit den Schultern. „Mir ist auch nicht

nach nach Hause kommen am Abend.“ Verständnislos starrte ich ihn an und obwohl ich mindestens zweiundzwanzig Fuss von Henry entfernt stand, deutete er meinen Gesichtsausdruck sofort richtig. Er nickte mit seinem Kopf nach hinten, in die Richtung, in der der Hafen etwa liegen musste.

„Du hast die Schiffe ja gesehen“, sagte er mit einem Grinsen. Ich nickte langsam und auch wenn sich langsam ein Gedanke - ein natürlich absolut absurder und weit hergeholter Gedanke in meinen Kopf schlich, fragte ich: „Wieso?“ „Ich weiss dass die bald wieder ablegen, sie müssen nur Waren umladen. Wie wäre es, wenn wir uns zwischen den Kisten und Säcken hineinschleichen und einfach mitfahren?“

Eine lächerliche Idee, die natürlich absolut unmöglich war, bloss ein dummer Scherz. Aber warum sah Henry dann so ernst aus? „Die Wellington würde uns die Ohren langziehen, bis wir die Leute drüben in Südafrika hören könnten!“ „Schlimmer“, entgegnete Henry und plötzlich grinste er wieder, „vermutlich würde sie uns umbringen. Aber bis die gemerkt hat, dass wir weg sind, segeln wir schon irgendwo inmitten eines der sieben Weltmeere einem warmen tropischen Land entgegen!“ Ich hielt einen Moment inne und erlaubte es mir, diesen Gedanken auszuschmücken, so farbenfroh, wie Henry ihn ausgesprochen hatte. Natürlich war er nach wie vor absurd und lächerlich, trotzdem... ein guter Gedanke war es alleweil. Und wer würde uns hier denn schon vermissen? Alle Jungen von Miss Wellington hatten nur noch sie, die sich in ihrem Waisenhaus um sie kümmerte, aber auch nur, weil sie jeden Abend Geld mit nach Hause brachten. Und wenn Miss Wellington einen ihrer Waisenjungen vermisste, dann nur, weil es nun eine Arbeitskraft weniger gab. Nachdenklich blicke ich Henry in die braunen Augen, ohne die Distanz zwischen uns zu verkleinern. Er erwiderte meinen Blick und hob mit einem fragenden Lächeln eine Augenbraue...

Es hatte ganz schön gescheppert, als ich meinen kleinen Holzschemel umgestossen hatte, als wir in Richtung Hafen losgestürzt waren. Um uns herum war nun schon um einiges mehr los - junge Männer und Frauen, gingen mit zügigen Schritten an uns vorbei, da sie zur Arbeit oder auf den Markt mussten, Kinder tollten in den Gassen umher und die älteren Herrschaften schlenderten gemächlich an uns vorbei um ihren Vorhaben nachzukommen. All dies nahmen Henry und ich nur verschwommen wahr! Wir schlängelten uns unseren Weg durch die vielen Menschen und Gassen, bis wir endlich beim Hafen angekommen waren und uns erstaunt umblickten. Es gab viele Schiffe in verschiedenen Grössen. Bei den meisten, die ich sah, wurde die Ware noch immer ausgeladen, aber Henry zupfte am Ärmel meines Leinenhemdes und deutete ganz ans Ende des nicht allzu grossen Hafens. Vor dem Schiff, das mit seiner bemerkenswerten Grösse über den Menschen aufragte, war ein Seemann wohl gerade dabei, sich von seiner Frau zu verabschieden. Hinter ihm konnte ich deutlich erkennen, dass seine Kumpanen das Schiff schon wieder beluden und so rannten Henry und ich auf das majestätische Seevögeleichen zu, welches uns direkt in eine unbekannte Freiheit bringen würde. Es war uns ein Leichtes, unbemerkt an Bord des Schiffes zu gelangen, denn mittlerweile hatten sich vor dem dünnen Holzsteg, der das Schiff mit dem Hafen verband eine grosse Menschenmenge angesammelt: Die Familien wollten sich von ihren Söhnen, Männern und Vätern verabschieden und die Matrosen, die dies bereits getan hatten, waren damit beschäftigt, die Waren sicher vom Festland auf den riesigen, ganz leise schaukelnden Kutter zu bringen. Mein Herz schlug mir bis zum Hals, als ich meinem Freund hinterher, über das glitzernde Wasser bis ins Innere des Schiffes folgte. Dort duckten wir uns sofort hinter zwei der riesigen braunen Säcke, die hier in riesiger Masse gelagert wurden. Wir wagten es nicht zu reden, denn immer wieder huschten schnelle Schritte an uns vorbei, die Matrosen rannten hin - und her und schienen das ganze Lager des Schiffes füllen zu wollen. Es kam mir wie eine Ewigkeit vor, bis ich durch das laute Stimmengewirr von drinnen, wie auch von draussen, ein Rums hören konnte und die Luke endlich geschlossen war. Sofort brach Dunkelheit über Henry und mich herein und ein paar Minuten später tat es ihr die Stille gleich. Nur noch ganz dumpf und von weit her konnten wir das Rufen und die Schritte der Seemänner hören.

Im Lagerraum roch es nach einer Mischung aus Seetang, Salzwasser und vielen bitter - süsslichen Gerüche, die sich alle miteinander vermischten, so, dass es schwer war zu sagen, was alles gelagert wurde.

Henry und ich sprachen kein Wort, bis über uns ein besonders lauter Ruf ertönte und das Schiff zu schwanken begann. Das Rattern der riesigen Schaufelräder setzte ein und ich war mir sicher, dass sich der Kohlenraum direkt unter uns befand, denn ich meinte nach einiger Zeit eine gewisse Wärme unter uns zu spüren, die dem riesigen Ofen wohl jedes Mal entwich, wenn die Seemänner Kohlennachschub hineingaben.

„Ing!“, sagte Henry begeistert und trotz dem spärlichen Licht konnte ich sein breites Grinsen erkennen, „wir haben es geschafft, Ing! Wir gehen weg von hier - mitten in ein Abenteuer!“ Lachend wuschelte er mir mit seiner Hand durch meine roten Haare und steckte auch mich so an. Ein mir völlig unbekanntes Gefühl hatte plötzlich von mir Besitz ergriffen, aber ich wusste genau, dass es das Gefühl der Freiheit war! Wir waren auf dem Weg in eines der Südländer, wir fuhren weg von England, weg von den öden Felder, dem Regen, dem kalten Winter und weg von Miss Wellington und dem kargen und trostlosen Waisenhaus.

Voller Vorfreude malten Henry und ich uns aus, was wir im Südländ alles machen wollten - denn da würden wir ein völlig neues Leben beginnen. Wir würden uns ein Haus bauen, aus Bambus und Palmenblättern und jeden Tag Kokosmilch trinken und Bananen und Feigen und Datteln essen. Wir würden irgendwo direkt an einem schönen gelben Sandstrand leben, unter einer hohen Palme, an der all die herrlichen Früchte wuchsen. Und aus diesen Früchten würden wir Getränke und schöne Gerichte zaubern, um sie dann den Bewohnern des Südländes zu verkaufen und wenn wir erst einmal genug Geld hatten, würden wir uns ein richtiges Haus bauen lassen und ein eigenes Unternehmen gründen. Wir waren frei - niemand konnte uns nun mehr vorschreiben, was wir tun und nicht tun sollten! Und mit diesen Gedanken und Vorstellungen kam uns der erste Tag auf dem Schiff recht kurz vor. Irgendwann begann es, immer dunkler zu werden, bis bald gar kein Sonnenlicht mehr durch die Ritzen

zwischen den Holzbrettern zu uns hinein gelangten. Lange konnten wir nicht einschlafen, wegen dem Rufen der Männer über uns, dem Schaufeln im Kohlenraum unter uns und der Aufregung, die uns nach wie vor in Besitz hatte. Scheinbar waren mir meine Augen jedoch trotzdem irgendwann zugefallen, denn ein heftiges Rütteln riss mich plötzlich aus meinem Schlaf. Es war stockfinster und ruhig, nur Henrys aufgeregtes Flüstern lag mir im Ohr. „Ich glaube, es haben sich alle für ein paar Stunden hingelegt“, wisperte mein Freund, „soweit ich weiss, werden sie nun ungefähr jede Stunde nachsehen, ob es unten noch genug Kohle gibt und wir auf dem richtigen Kurs sind. Ich habe vorhin gehört, wie der letzte nach unten gegangen ist, wo sich die Kajüten befinden. Lass uns an Deck gehen.“ „Bist du noch ganz beisammen?“, flüsterte ich erschrocken zurück, „man wird uns entdecken und dann über Bord werfen!“ Mittlerweile hatten sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt und so konnte ich erkennen, wie sich der Umriss von Henrys Kopf ungeduldig schüttelte. „Wir werden ganz bestimmt nicht entdeckt, Ing. Ich weiss in etwa, wann eine Stunde vorüber ist.“ Mit diesen Worten stand Henry auf und streckte sich ausgiebig. Dann schaute er erwartungsvoll auf mich herab. Als ich keinen Wank tat, fügte er hinzu: Und wenn uns das grosse Pech passieren würde, würde man uns ganz bestimmt nicht über Bord werfen. Das sind hier keine Mörder, Ing!“

„Mörder nicht, da gebe ich dir wohl recht. Junge... aber Seeräuber, oder soll ich sagen, schon fast eher Piraten? Wobei... Sind Mörder und Piraten prinzipiell nicht dasselbe?“

Die Stimme drang aus dem Schatten vor der Tür die hinunter zu den Kajüten führen musste. Sie klang heiser und krächzend und man konnte ihr deutlich anhören, dass ihr Besitzer lächelte.

Henrys Umriss war erstarrt. Mein Herz klopfte mir bis zum Hals und mir wurde auf einmal sehr heiss.

„Hört gut zu Jungs“, fuhr die Stimme auf einmal fort, „ich weiss nicht, wie ihr es geschafft habt, euch auf dieses Schiff zu schleichen. Aber ich hätte einen Deal vorzuschlagen.“ Der Mann, der sich selbst als Seeräuber bezeichnet hatte, machte einen Schritt auf uns zu, der ein dumpfes Geräusch auf dem Holzboden verursachte. Henry, wohl der Mutigere von uns beiden, fand seine Stimme zuerst wieder und als er redete, versuchte er tapfer, trotzig zu klingen. „Von was für einem Deal sprecht ihr? Gehört ihr nicht ebenfalls zur Schiffscrew?“

Der Mann zögerte eine Sekunde lang, dann entgegnete er: „Ich bin illegal auf diesem Schiff, genau wie ihr. Niemand weiss von mir, ausser ihr beiden. Und ich liege vermutlich richtig in der Annahme, dass umgekehrt dasselbe gilt.“ Henry blickte zu mir nach unten und ich nickte zögerlich. Warum sollte ein Seemann so tun, als wäre er ein Fremder? Vielleicht kannte dieser Mann ein besseres Versteck wo sie die restliche Fahr verbringen konnten. Ich sah, wie Henry - der sich wieder dem Seeräuber zugewandt hatte - nickte.

„Wunderbar“, sagte dieser daraufhin, „nun, dann machen wir es so. Ich verrate euch nicht - ihr verrät mich nicht. Das wäre dann der Deal Nummer eins...“ das letzte Wort sagte er in einem gedehnten Ton und wieder hörte ich das Grinsen des Mannes heraus. „Seid ihr dabei?“ Wieder sprachen Henry und ich uns mittels Blickkontakt ab, aber bevor der Blonde dem Fremden unsere Antwort geben konnte, sagte dieser in beinahe scharfem Ton: „Ich will den zweiten Jungen auch sehen, los, komm raus. Wie weiss ich denn, dass ich euch Bengeln vertrauen kann, hm?“

Nervös rappelte ich mich auf; Henry musste mich kurz stützen, da ich den ganzen Tag und die halbe Nacht nur gegessen war. Ich bejahte den Vorschlag des Seeräubers und versuchte dabei so selbstsicher wie möglich zu klingen. Ich konnte nur den Umriss des Mannes, mit dem wir sprachen erkennen und es schien mir, als trüge er einen langen Mantel und stehe leicht gebückt. „Sehr schön“, sagte der Seeräuber, „dann will ich euch einen zweiten Deal vorschlagen.“ Sein Lächeln schien mit jedem Wort breiter zu werden und jagte mir tatsächlich einen kalten Schauer den Rücken hinab. Ich misstraute dem Mann! Aber er wusste nun, dass wir uns ohne jegliche Erlaubnis an Bord dieses Schiffes geschlichen hatten und es wäre ihm sicherlich ein Leichtes, uns trotz des Deals zu verraten, selbst wenn auch er ein ungewünschter Passagier war.

„So Jungs, der Deal ist einfach“, fuhr der Pirat schliesslich fort und seine Stimme hatte nun einen geschäftsmässigen Unterton, „ich besitze da eine, sagen wir mal, recht spezielle Karte, die ausser mir niemand kennt. Sie existiert nur einmal.“ Mit diesen Worten kramte er in seinem langen Mantel herum und zog einen Fetzen daraus hervor, mit dem er anschliessend in der Luft herum wedelte. Er schien eindeutig aus Pergament zu bestehen. „Diese Karte bringt mich zu einem Ort, an dem ich reich werden kann, sehr reich sogar. Nun, ich wäre euch sehr dankbar, wenn ihr mir bei der Suche nach diesem Ort behilflich sein könntet, sobald wir in Südamerika angekommen sind.“ Ich schluckte. Denn insgeheim hatte ich mich schon darauf gefreut, den zwielichtigen Mann verlassen zu können, sobald wir einmal an Land und nicht mehr auf das gegenseitige Vertrauen angewiesen waren. Ich wollte meine Gedanken jedoch nicht in Anwesenheit des Seeräubers aussprechen.

Glücklicherweise schien Henry jedoch ebenfalls kein Vertrauen zu dem Mann zu haben, denn er fragte: „Wir helfen euch dabei, reich zu werden. Was werdet ihr tun?“

Als der Seeräuber zu sprechen begann, klang seine Stimme krätziger und um Einiges schmieriger als zuvor...

„Oh, nun... Ich werde mich im Gegenzug hüten... meine... Pistole... gegen euch zu verwenden.“

Er hatte langsam und in einem beinahe nachdenklichen Ton geredet, während er - ganz nebenbei - seine Waffe gezückt hatte und sie nun einmal um seinen Finger kreisen liess. Henry und ich starrten wie gebannt auf die Pistole, bis er den Lauf fest mit der anderen Hand packte, sich vorbeugte und laut fragte: „Und, Jungs? Deal?“

Klasse 3b, 20 SchülerInnen

Schule Bubikon
Bürgstrasse 6
8608 Bubikon

Klassenlehrperson: Andreas Rüfenacht
Geschichte: Alia Camenisch
Zeichnung: Vanessa Grasser